

Raphaela Brüggenthies OSB | Rüdesheim am Rhein

geb. 1980, Dipl.-Theol., Dr. phil., Ordensschwester
der Benediktinerinnenabtei St. Hildegard, Rüdesheim

sr.raaphaela@abtei-st-hildegard.de



„Niemand ist da, der mich beachtet“

Gedanken über das Sehen und Gesehen-Werden

„Ich sehe, was vielleicht alle hier sehen werden, und das ist die Liebe.“

Katja Petrowskaja

Bilder lösen etwas aus. Sie treffen die Betrachter(innen) und lassen sie nicht mehr los. Als die türkische Journalistin Nilüfer Demir in den frühen Morgenstunden des 2. September 2015 auf den Auslöser ihrer Kamera drückte, ahnte sie bereits, ein Foto zu schießen, das zum Symbolbild der Flüchtlingskrise werden sollte: ein ertrunkenes Kind, bekleidet mit einer blauen Hose und einem roten T-Shirt, ein Stück des Rückens frei, Schuhe an den Füßen, mit dem Gesicht bäuchlings im nassen Sand liegend. Es war der Leichnam des zweijährigen syrischen Jungen Alan Kurdi, der an der türkischen Mittelmeerküste angeschwemmt worden war. Seine Mutter und sein 5-jähriger Bruder hatten das Kentern des Schlepperbootes auf dem Weg zur griechischen Insel Kos ebenfalls nicht überlebt. Auch der brutale Krieg, den Russland seit dem 24. Februar 2022 in der Ukraine führt, hat schon ein Symbolbild gefunden: eine Frauenhand mit rot lackierten Fingernägeln, „gefallen“ im Schmutz der Straße, aufgenommen im Kiewer Vorort Butscha. Das Foto mit der Hand der getöteten 52-jährigen Iryna Filkina, zweifache Mutter, aufgenommen Anfang März, ging um die Welt. Ihr Schicksal ist eines von vielen, ihr Leben einzigartig – doch abgebrochen wie ein Fingernagel.

Inflation der Bilder

Bilder lösen etwas aus. „Ich wollte den verstummtten Schrei des Jungen für alle hörbar machen“, sagte die Journalistin, die den ertrunkenen Alan fotografiert hatte, in einem Interview. Aber kann ein Bild tausendfaches Leid in Sprache wandeln? Auch die Hand mit den lackierten Fingernägeln transportiert eine Botschaft. Aber diese Fotos sind unwirklich. Das festgehaltene Geschehen ist weder greif- noch verstehtbar. Die Welt dreht sich geräuschlos weiter. Weiterhin wagen sich Flüchtlinge in untauglichen Booten aufs Meer und riskieren ihr Leben in der Hoffnung auf eine andere, bessere Zukunft. Weiterhin werden ukrainische Städte verwüstet, Zivilist(inn)en gefoltert, vergewaltigt und ermordet. Gleichzeitig tobtt eine Propagandaschlacht in den sozialen Medien. Nicht überprüfbare Bilder und Videoclips führen einen digitalen Informationskrieg. Welche sind echt und welche manipuliert? Eine Flut, die kaum noch zu filtern, erst recht nicht zu falsifizieren ist. Die Inflation der Bilder überflutet, es liegt etwas Rauschhaftes in diesem Tempo, man gewöhnt sich an die ständige Ohnmacht. Und die Gewöhnung macht auf Dauer gleichgültig im Denken und Handeln. Wer kann schon mit eigenen Augen und Ohren überprüfen, was wahr und was fake ist? Wer kann schon all das Leid ertragen, geschweige denn etwas dagegen tun? Wer kann schon all die Not psychisch aushalten, besonders im Kontrast zur eigenen (Un-)Sicherheit? Fragen, die dem Selbstschutz dienen: positiv denken, Verantwortung an Politiker(innen) und Institutionen delegieren, nicht so genau hinsehen, weitermachen.

Kultur der Gleichgültigkeit

Während des Angelusgebetes am 27. März 2022 mahnte Papst Franziskus, dass die Gewöhnung an Kriege nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft einer Gesellschaft zerstöre: „[Wir müssen] die Empörung von heute in ein Engagement von morgen umwandeln. Denn wenn wir so weitermachen wie bisher, werden wir alle in irgendeiner Weise schuldig sein.“ Derartige Appelle fallen nicht erst seit dem völkerrechtswidrigen Einmarsch Russlands in die Ukraine. Immer häufiger warnt Papst Franziskus vor einer „Kultur“ der Apathie. Hatte zu Beginn seines Pontifikats das Wort von einer „Revolution der Zärtlichkeit“ die Schlagzeilen dominiert, so tritt zunehmend die andere Seite der Medaille in den Vordergrund: Die Warnung vor einer „Globalisierung der Gleichgültigkeit“, vor mangelnder Sensibilität und Empathie, vor Egoismus und Selbstgenügsamkeit. In der Frühmesse am 8. Januar 2018 erinnerte Papst Franziskus mit Bezugnahme auf das Tagesevangelium Mt 6,34–44, das vom Mitleid Jesu und dem Wunder

der Brotvermehrung erzählt, daran, dass das Herz Gottes, das Herz Jesu durch die Situation der Menschen angerührt wurde. „Es sah diese Menschen und konnte nicht gleichgültig bleiben: die Liebe ist unruhig, die Liebe toleriert keine Gleichgültigkeit, die Liebe hat Mitleid.“¹ Während Jesus die Not der Menschen gesehen und sich engagiert habe, so Papst Franziskus, hätten die Jünger gelangweilt auf die Uhr geschaut. Man höre sie förmlich sagen: „Mögen sie selber sehen, wie sie zurechtkommen, und Brot kaufen. Uns kann nichts passieren.“ [Denn] sie wussten, dass sie Brot für sich selber hatten, und das wollten sie behalten: das ist Gleichgültigkeit.“ Das Verhalten der Jünger ließ Papst Franziskus an eine Fotografie denken, die er einmal in einem Almosenamt entdeckt habe. Zu sehen sei, wie in einer Winternacht Menschen aus einem Restaurant kommen, satt und in dicke Pelzmäntel gehüllt. Auf dem Boden vor ihnen liegt ein Obdachloser. Das Foto illustriere die „Kultur der Gleichgültigkeit“, denn der Fotograf habe genau in dem Augenblick abgedrückt, „als die Leute in die andere Richtung blickten, um zu vermeiden, dass sich ihre Blicke kreuzten.“ Dasselbe hätten auch die Jünger Jesu getan, als sie ihrem Herrn den Rat gaben, die Menge wegzuschicken, damit sie in die umliegenden Dörfer gehen und sich etwas zu essen kaufen können. Nach dem Motto: „Es ist nicht unser, sondern ihr Problem.“ Das Gegenteil von Liebe sei Hass, doch die wenigsten Menschen seien von einem bewussten Hass erfüllt, sagte Papst Franziskus. Vielmehr zeige der ganz normale Alltag, dass das Gegenteil zur Liebe und zum Mitleid Gottes das gleichgültige Wegschauen der Menschen ist.

Zuschauer in einer Welt des Schweigens

Dass das Gegenteil von Liebe nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit ist, hat schon der Holocaust-Überlebende Elie Wiesel (1928–2016) gesagt – und hautnah erlebt. In seinem autobiographischen Roman *Gezeiten des Schweigens* (1962) kommt der Protagonist Michael, ein Überlebender der Schoah, nach dem Krieg in seine ungarische Heimatstadt Szerencsváros und sucht nach den stummen Zuschauern, die damals die Deportation der Juden miterlebt bzw. untätig beobachtet hatten.² In der vertrauten Heimat will er die beklemmende Erinnerung endlich verstehen: „Er, hinter den Vorhängen stehend, sah zu. Die Polizisten schlugen Frauen und Kinder; er rührte sich nicht. Es ging ihn nichts an. Er war weder Opfer

1 Auch alle folgenden Zitate in diesem Abschnitt URL: https://www.vatican.va/content/francesco/de/cotidie/2019/documents/papa-francesco-cotidie_20190108_kultur-gleichgeltigkeit.html (Stand: 02.09.2022).

2 Vgl. E. Wiesel, *Gezeiten des Schweigens* (1962). Freiburg i.Br. 1987 (Übersetzung leicht korrigiert). – Die Passivität des Zuschauers beschäftigt Wiesel auch in seinem Memoirenwerk *Die Nacht*. Vgl. die jiddische Urversion: ders., ... *un die Welt hot geshwign*. Buenos Aires 1956, 45; deutsch: ders., *Die Nacht. Erinnerung und Zeugnis* (1958). Freiburg i.Br. 2012, 41.

noch Henker: er war [Zuschauer] und weiter nichts. Er wollte ruhig leben. Sein völlig ausdrucksloses Gesicht verfolgte mich Jahre hindurch. In dieser Zeit habe ich viele andere Gesichter vergessen, seines jedoch nicht.³ Als es schließlich zu einer Begegnung kommt, muss Michael erschüttert erkennen, dass der zuschauende Nachbar Repräsentant eines Phänomens ist.⁴ Der Zuschauer schweigt und mit ihm viele andere – damals wie heute. „Er ist da, handelt aber so, als sei er nicht da. Noch schlimmer: er handelt, als seien wir nicht da.“⁵ Konfrontiert mit der Gleichgültigkeit des stummen Beobachters platzt es schließlich aus Michael heraus: „Feigling, schrie ich, und meine Faust dröhnte auf der Tischplatte. Ihre Feigheit ist namenlos! Sie haben nicht den Mut besessen, das Gute oder das Böse zu tun! Die Rolle des Zuschauers, die hat Ihnen gepasst. Man mordet. Was haben Sie damit zu tun? (...) Mögen Kinder Durst haben. Was haben Sie damit zu tun? Ihr Gewissen ist ruhig. Nicht schuldig, hoher Gerichtshof! Ihre Feigheit widert mich an!“⁶ Der namenlose Zuschauer ist für Wiesel nicht automatisch ein (Mit-)Täter, er ist vielmehr eine dritte Personengruppe neben Opfern und Täter(inne)n. Er beschreibt ihn als „Gesicht am gegenüberliegenden Fenster“, als „Gesicht, das beobachtet“, emotionslos durch eine Wand aus Glas, ohne durch das Ges(ch)ehene berührt zu werden.⁷ Die Theologin und Holocaust-Forscherin Victoria J. Barnett erklärt das Phänomen dieses Nicht-sehen-Wollens mit der Konstruktion einer Parallelwelt, die eine Trennlinie durch Herz und Verstand ziehe: „The ‚parallel worlds‘ were not just separated by physical walls and barbed wire; the real boundary was in the minds and hearts of many spectators.“⁸

Die unerklärliche Haltung des gleichgültigen Zuschauers ließ Elie Wiesel zeitlebens nicht los. In allen seinen Büchern ist die Suche nach einer Antwort gegenwärtig: Wie ist es möglich, sehenden Auges indifferent gegenüber geschehenem Unrecht zu bleiben, nicht einzuschreiten, zu schweigen? „Seit dem Kriege wollte ich vor allem das verstehen. Nichts anderes. Wie man gleichgültig bleiben konnte. Die Mörder verstand ich; die Opfer auch, obwohl weniger leicht. Aber die anderen, alle anderen, die weder dafür noch dagegen waren, die sich in untätiger Erwartung wiegten, diejenigen, sie sich sagten: ‚Das Gewitter wird sich verzehren, und alles wird wieder in Ordnung kommen‘, diejenigen, die sich über die große Masse erhoben, die die Haltung des Zuschauers einnahmen – sie waren mir unzugänglich, unverständlich geblieben.“⁹

3 E. Wiesel, *Gezeiten*, 148f. [s. Anm. 2].

4 Vgl. C. Zühlke, *Der Zuschauer in Elie Wiesels Roman „Gezeiten des Schweigens“*, in: Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung im Kontext 3 (2020), 259–269.

5 E. Wiesel, *Gezeiten*, 149 [s. Anm. 2].

6 Ebd., 155f.

7 Vgl. ebd., 146f.

8 V. J. Barnett, *Bystanders. Conscience and Complicity During the Holocaust*, in: C. Ritter / J. Roth (Hrsg.), *Christianity and the Holocaust – Core Issues*. Westport 1999, 129.

9 E. Wiesel, *Gezeiten*, 146f. [s. Anm. 2].

Wider die Sprachlosigkeit

Die Ambivalenz von Nachbarschaftsbeziehungen und die Frage, wo eigentlich die ganzen unsichtbaren Zeugen der Verbrechen des 20. Jahrhunderts geblieben sind, beschäftigt auch die ukrainisch-deutsche Schriftstellerin Katja Petrowskaja¹⁰ in ihrem autobiografischen Buch *Vielleicht Esther* (2015).¹¹ Jetzt, sieben Jahre später, liegt ihr zweites Buch vor. *Das Foto schaute mich an*, lautet der Titel. Es ist abermals eine Spurenlese, eine Sammlung von Kolumnen zu Moment- und Nahaufnahmen, zu privaten Familienfotos und überzeitlichen Stimmungen, die Petrowskaja größtenteils über die Jahre 2015–2021 für die *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* geschrieben hat und die sich wie eine zeitliche Klammer um die Kriegsgeschehen in der Ukraine legen. Ihre Fassungslosigkeit über die Geschehnisse und das Gefühl der Ohnmacht kleidet sie in Sprache. Denn für Petrowskaja ist das Betrachten und Sich-anschauen-Lassen von Fotos eine eindeutige Positionierung gegen jede Form von Gleichgültigkeit: „Krieg tötet, negiert Sinn, Normalität und Vielfalt, alles, was wir lieben. Krieg möchte unsere leisen Worte löschen. Ich möchte diese Miniaturen, diese kleinen Fragmente, dem Krieg entgegenstellen, auf der Suche nach Stimme.“¹²

Auch die Fotografin Mila Teshaieva¹³ schreibt und fotografiert gegen das Verstummen und Wegschauen an. Als der Krieg im Februar 2022 in der Ukraine begann, hat die in Berlin lebende Künstlerin ihre Kamera eingepackt und ist in ihre Heimatstadt Kiew gefahren. „Wenn der Krieg in mein Zuhause kommt, möchte ich irgendwie zu Hause sein“, schrieb sie am 3. März 2022 in ihr Fototagebuch.¹⁴ „Es geht hier nicht um Fotografie, es geht um mich, meinen Ort, meine Geschichte und die Geschichte der ganzen Welt, die derzeit hier stattfindet.“ Sie sei – ähnlich wie Petrowskaja – mit den Kriegs-Geschichten ihrer Großmutter aufgewachsen, die während der Nazi-Besatzung von 1941–1944 in Kiew ausharrte. „Nie war Krieg für mich real, aber jetzt ist er hier.“ Das Fototagebuch zeigt zerstörte Wohnungen und Leben, dokumentiert aber auch den Zusam-

10 Katja Petrowskaja, geb. 1970 in Kiew, Studium der Literaturwissenschaft in Tartu (Estland), Promotion im Moskau, wohnhaft in Berlin und Tbilissi. Für die Erzählung *Vielleicht Esther* wurde sie 2013 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis ausgezeichnet.

11 Vgl. R. Brüggenthalies, *Auf gute Nachbarschaft – Pamiętasz? Erkundungen zu einer transnationalen Spurenreise und Erinnerungskultur*, in: Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung im Kontext 1/2 (2021), 60–65.

12 K. Petrowskaja, *Das Foto schaute mich an*. Berlin 2022, 248.

13 Mila Teshaieva, geb. 1974 in Kiew, Foto-Künstlerin, wohnhaft in Berlin. In ihren Arbeiten konzentriert sie sich auf konstruierte soziale Identitäten und die politische Manipulation von Geschichte und Erinnerung. Ihre Arbeiten wurden mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und mehrfach in Galerien und auf Festivals in ganz Europa gezeigt. Von ihr erschienen: *Promising Waters* (2013), *Faces and Stories of Entrepreneurs* (2015) und *Inselwelten* (2016).

14 Von Anfang März bis Ende April 2022 führt Mila Teshaieva auf der Internetplattform dekoder.org ein Kriegstagebuch, URL: <https://www.dekoder.org/de/article/fototagebuch-kyjiw-mila-teshaiava> (Stand: 02.09.2022).

menhalt und Widerstand. Man spürt den Bildern und Texten ihre Atem- und Sprachlosigkeit an, das Ringen um Worte und Wahrheit, um dem Wegschauen etwas entgegenzusetzen. „Am Morgen höre ich, dass Russland die Fotos aus Butscha als Fake bezeichnet. Ich (...) sichte meine Fotos von toten Körpern auf den Straßen. Ich bin mit einer komplexen Frage konfrontiert: Ich muss sie zeigen und ich muss dabei auf die Gefühle derer achten, die sie anschauen.“ Als *Splitter des Lebens* ist das Fototagebuch nun im Berliner Museum Europäischer Kulturen ausgestellt. *Splitter des Lebens* in einer Landschaft des Todes – ästhetische und schreckliche Bilder, die nicht gleichgültig lassen können, denn sie schauen die Betrachter(innen) an. „Stark und leise“ sei die Stimme dieser beeindruckenden Dokumentation, „wie ein Barometer der Gefühle schwankt sie zwischen Individuellem und Kollektivem, zwischen Trauer und Vertrauen“, sagt Petrowskaja in ihrer FAS-Kolumne zu einem Foto der Ausstellung.¹⁵ Die Spannung zwischen den Bildern und Texten des Tagebuchs sei kaum auszuhalten. „Sie passen nicht ineinander, auch die Ästhetik zeugt davon, dass im Krieg alles aus den Fugen gerät.“¹⁶ Am 3. April 2022 notierte Teshajeva in ihr Tagebuch, wie sie der Dank für das Hinsehen beschämte: „Die Überlebenden der Stadt kommen aus ihren Verstecken, viele lächeln fröhlich, als ob das neue Leben schon da wäre und alle Schrecken hinter ihnen liegen. Sie nehmen unsere Hände und bedanken sich dafür, dass wir gekommen sind, dass wir hinsehen, dass wir uns kümmern. Zum ersten Mal seit Beginn des Krieges fehlen mir die Worte, hier habe ich nichts zu sagen. (...) Der Tod schaut mir vom Straßenrand aus zu, wo noch vor einer Stunde die Leiche einer Frau mit rot lackierten Fingernägeln lag.“¹⁷ An den aufgesuchten und verlassenen Orten gibt es jetzt nichts mehr zu sehen, nur noch zu erzählen.¹⁸

Niemand ist da, der mich beachtet

Bilder lösen etwas aus. Sie transportieren Stimmungen und bilden diese ab: Freude und Dank, Glück und Geborgenheit, Angst und Bedrängnis, Katastrophe und Schmerz. Ein in diesem Sinne Stimme und Gebet gewordenes „Bilderbuch“ ist das Buch der Psalmen. Viele Grundsituationen und Fragen des Lebens spiegeln sich in den Texten wider. Sie künden davon, wie Gottes Gegenwart erlebt wurde und wird. Mal sind es Liebeserklärungen und Danksagungen, mal Sehnsuchtsseufzer und Hilfeschreie. In vielen Psalmen erfährt sich das betende Ich existenziell gefährdet; auch übersehen in der Ausweglosigkeit der Situation. Die

15 K. Petrowskaja, *Die Brücke*, in: FAS vom 3. Juli 2022, Nr. 26, S. 34.

16 Ebd.

17 URL: <https://www.dekoder.org/de/article/fototagebuch-kyjiw-mila-teshaieva> (Stand: 02.09.2022).

18 Vgl. K. Petrowskaja, *Vielleicht Esther*. Berlin 2015, 191.

Gleichgültigkeit der Umwelt gegenüber der erlittenen Not scheint noch mehr zu schmerzen als die Nachstellungen der Feinde: „Blicke zur Rechten und schaue: Niemand ist da, der mich beachtet. Mir ist jede Zuflucht genommen, niemand fragt nach meinem Leben“ (Ps 142,5). In dieser Lage ruft das Ich zu Gott, der nah und verborgen ist, aber von jeher Sicherheit und Schutz garantiert – als Fels, Burg, Zelt und Obdach. Wie ein *Basso continuo* hallt die Erinnerung an Gottes Zuwendung durch die Psalmen: „Du gabst mir deine Rettung zum Schild, deine Rechte stützte mich; deine Zuneigung machte mich groß“ (Ps 18,36). Da ist einerseits die konkret erfahrene Hilfe, andererseits aber die der Hilfe zugrundeliegende Erfahrung, dass Gott das Leben des Menschen beachtet, seine Notlage sieht und sich darin immer wieder mitfühlend zuwendet. Allerdings in einer Zuwendung, die nicht einfach von oben herabkommt oder sich herablässt, sondern die sich zuneigt, die unterfängt und in Liebe aufrichtet.

In einer Welt der Hilf- und Teilnahmslosigkeit ist der Psalter also selbst ein Raum des Sehens und Gesehen-Werdens, weil hier nicht geringgeachtet, weggeschaut oder ausgeblendet wird. Im Gegenteil, Gottes umsichtiger Blick holt aus dem sozialen Schattendasein, der Dunkelkammer des Lebens und dem Chaos der Finsternis heraus: „Er ließ Licht für uns leuchten“ (Ps 118,27). Dem, was unansehnlich scheint und gern übersehen wird, spricht er sein ewiges Schöpferwort zu: „Es werde!“ und: „Ich werde da sein!“ Auch Ödnis und Langeweile – Gleichgültigkeit nach innen und außen – klären sich auf in diesem Licht.

Das Bild, das die Bibel von diesem Schöpfergott zeigt, ist das Bild eines engagierten, hinsehenden Gottes: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen und ihre laute Klage über ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne sein Leid. Ich bin herabgestiegen, um es der Hand der Ägypter zu entreißen und aus jenem Land hinaufzuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, in dem Milch und Honig fließen“ (Ex 3,7f.). Das ist mehr als Betroffenheitsprosa, das ist die Offenbarung des Gottesnamens, der wörtlich übersetzt tatsächlich Programm ist: „Ich werde sein“ (vgl. Ex 3,14: hebräisch: *EHJeH* = 1 Pers. Sg., Futur). Mose bekommt am Dornbusch gesagt, er solle dem Volk in der Knechtschaft sagen: „Der ‚Ich werde sein‘ schickt mich zu euch.“ Dieser Name ist eine Befreiungstheologie. Er eröffnet eine hoffnungsvolle Zukunftsperspektive jenseits der Mechanismen von Macht und Unterdrückung. Im Namen und Wesen Gottes selbst steckt also – und zwar nicht nur grammatisch – Zukunft. Das doppelte Futur in der Namenserklärung – „Ich werde sein, welcher ich sein werde“ (vgl. Ex 3,14) – entzieht sich jeder Festlegung, da das Werden sich erst aus dem Werden ergibt und nicht schon aus dem Anwesend- und Gewesen-Sein. Der jüdische Bibelcommentator Benno Jacob (1862–1945) buchstabierte auf der Flucht vor Nazi-Deutschland in seinem Exodus-Kommentar den Gottesnamen *JHWH* als „Futurum der Geknechteten und Leidenden“ aus: „Auf die Frage wird Einer helfen? wird er retten? lautet die gewisse Antwort dieses Namens: Er

wird!“¹⁹ Gott steht mit seinem Namen für eine hoffnungsvolle Zukunft ein; für die Zusage: Ich werde für dich da sein, ich sehe dich und gebe dir Ansehen, „weil du in meinen Augen teuer und wertvoll bist und weil ich dich liebe“ (Jes 43,4). Im Italienischen gibt es für dieses heilende, behutsame Schauen eine lautmalerische Vokabel: *salvaguardare* – ein Kompositum aus *salvo* (heil, unversehrt) und *guardare* (schauen, sehen). Gottes Hinsehen ist Teil seines Schöpfungs- und Erlösungsblicks, ist Inbild seines Wesens: reiner Gestus der Hingabe und Zärtlichkeit.

El-Roï – Gott schaut auf mich (Gen 16,13)

Den eben zitierten Psalmvers – „Niemand ist da, der mich beachtet. Mir ist jede Zuflucht genommen, niemand fragt nach meinem Leben“ (Ps 142,5) – könnte man auch der Ägypterin Hagar in den Mund legen. Es lohnt der Blick in die Hagar-Erzählung, die in Genesis 16,1–16 und 21,9–21 überliefert wird: zwei Momentaufnahmen, die ein mehrdimensionales Bild zeigen und unterschiedliche Aspekte fokussieren. Da ist zum einen die Geschichte des Paares Abraham und Sara, die ihre Kinderlosigkeit durch die Indienstnahme ihrer Sklavin Hagar lösen wollen. Was in der damals üblichen Rechtsordnung durchaus möglich war, erweist sich im Vollzug jedoch als problematisch: Es kommt zum Streit zwischen Herrin und Sklavin, ja sogar zu Misshandlung und Flucht (vgl. Gen 16,1–6). Als das Kind geboren ist und der Konflikt weiter schwelt, sieht Abraham offenbar keine andere Lösung, als Hagar samt Ismael zu verstoßen und in die Wüste zu schicken – gleichgültig ihrem Schicksal gegenüber (vgl. Gen 21,9–21).

Und dann gibt es da in beiden Erzählungen noch diese andere Geschichte, in der es um eine Begegnung und um das Sehen und Hören Gottes geht. Der hebräische Name Hagar (arabisch: *hāgar*) bedeutet wörtlich übersetzt „die Fremde“. Die ausländische Sklavin trägt das Migrantenstigma also buchstäblich in ihrem Namen. Noch heute werden im arabischen Sprachraum und islamischen Kontext Flüchtlinge und Auswanderer als *al-muhāgirūn* bezeichnet. Umso erstaunlicher: Hagar ist der erste Mensch in der Bibel, dem ein Gottesbote begegnet, und sie ist die erste, die Gott einen Namen gibt, nachdem sie seine liebende Zwendung erfahren hat: „Da nannte sie den Namen des Herrn, der zu ihr gesprochen hatte: Du bist El-Roï – Gott schaut auf mich –. Denn sie sagte: Gewiss habe ich dem nachgeschaut, der auf mich schaut!“ (Gen 16,13) Auch dem Ort des Geschehens gibt sie einen sprechenden Namen: „Beer-Lahai-Roï – Brunnen des Lebendigen, der auf mich schaut“ (Gen 16,14). Hagars Namensgebung lässt eine Erinnerungslandschaft entstehen: Dort, wo sie herkommt, wurde sie gedemütigt, missbraucht, als Objekt gesehen und behandelt. Hier, in der Einöde, eröffnet sich ihr eine neue Perspektive. Sie wird gesehen und angesprochen in ihrer Sub-

19 B. Jacob, *Das Buch Exodus*. Hrsg. i. A. des Leo-Baeck-Instituts v. S. Mayer. Stuttgart 1997, 70.

jektivität: „Woher kommst du und wohin gehst du?“ (vgl. Gen 16,7) Obwohl der Dreieckskonflikt im Hause Abrahams nicht gelöst ist, kehrt Hagar wieder zurück. Nicht aus Not oder aus Mangel an Perspektiven. Die Erfahrung des Sehens und Gesehen-Werdens hat ihr Leben verändert. Der Blickkontakt lässt Hagar tiefer sehen, sich selbst ergründen und sogar zurückgehen; schenkt ihr die Kraft, den Schwierigkeiten anders zu begegnen. Oder um es mit Kurt Marti zu sagen: „Du / den kein menschenauge / zu erblicken vermag / der uns aber / von zuinnerst / von dorther sieht / wo wir sterbliche uns selber / unsichtbar / und unbekannt sind.“²⁰ Gesehen zu werden – in Not und Bedrängnis, aber auch in Erfolgen und schönen Momenten –, das schenkt Selbstbewusstsein, Würde, Ansehen. Bei vielen Ortsnamen der Bibel sind in dieser Weise Topografie, Theologie und Biografie eng miteinander verbunden: *Jahwe Jireh* (Gen 22,14), *Bet-El* (Gen 28,19), *Penu-El* (Gen 32,31), etc.

Bilder, auch sprachliche Bilder, lösen etwas aus. Sie stellen einen Blickkontakt her und fordern zu einer Umkehr der Blickrichtung und der Gedanken auf. Plötzlich tritt etwas in den Vordergrund oder es eröffnet sich eine andere Perspektive: Die Dinge und Personen schauen auf die Betrachter(innen) zurück, wecken Assoziationen, stellen Fragen und infrage. Das könnte das Sehen vorsichtiger, umsichtiger und auch nachsichtiger werden lassen. Das bildlich und sprachlich Festgehaltene kann nicht festgehalten werden, es bleibt ein Fragment. Es bleibt eine Momentaufnahme, flüchtig und vergänglich. In jedem Foto steckt aber auch eine (un-)vorhersehbare Zukunft, die erinnert und mahnt, nicht gleichgültig wegzusehen. Was war, kann sich wieder ereignen – positiv wie negativ. Bilder lösen etwas aus, sie erzählen Geschichten und sie halten am Leben.

20 K. Marti, *Du. Eine Rühmung*. Stuttgart 2007, 9f.